

Rüß H.,  
*Münster*

## KRIEGSGEFANGEN IN DER SOWJETUNION – 50 JAHRE DANACH

Eine seriöse wissenschaftliche Aufarbeitung des Themas der deutschen Kriegsgefangenschaft geschah in einem der wohl umfangreichsten Forschungsprojekte, die jemals in der Bundesrepublik durchgeführt wurden, zwischen 1957 und 1974 unter der wissenschaftlichen Leitung und Herausgeberschaft des Sozialhistorikers Erich Maschke<sup>1</sup>. Von der insgesamt 22 Bände umfassenden Dokumentation handelten allein sechs von den deutschen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion<sup>2</sup>. Es wurden Tausende Erfahrungsberichte, Erinnerungen, Befragungen, Interviews von und mit Betroffenen ausgewertet. Einige Mitarbeiter sowie der Projektleiter selbst waren ehemalige Kriegsgefangene. Das hat allerdings nicht die nüchterne und einem dezidiert sozialgeschichtlichen Forschungsansatz verpflichtete Bestandsaufnahme behindert. Das Projekt besticht auch heute noch durch sein Bemühen um Vollständigkeit, Ehrlichkeit, Sachlichkeit und Objektivität. Es war deutlich bestrebt, nicht auch nur den ansatzweisen Verdacht einer Vereinnahmung durch politische Interessen bzw. einer Aufrechnung der deutschen Kriegsschuld aufkommen zu lassen<sup>3</sup> und bildete damit einen auffälligen Kontrast zu der zahlreichen Heimkehrerliteratur der fünfziger Jahre, die im Zeichen des Kalten Krieges eine antikommunistische und antisowjetische Grundstimmung zu schüren half und erheblich zum Feind- und Schreckensbild der Sowjetunion in damaliger Zeit beigetragen hat<sup>4</sup>.

Erstaunlicherweise blieb das Maschke-Werk ohne Resonanz in der Öffentlichkeit und ihr weitgehend unbekannt. Es war bei geringer Auflage nur in Museen und Archiven bzw. den interessierten Wissenschaftlern zugänglich. Die Dokumentation wurde regierungsmäßig bewußt verschwiegen, da, wie Außenminister Brandt im April 1969 erklärte, eine öffentliche Diskussion der deutschen Kriegsgefangenenleiden in der Sowjetunion einer «auf Versöhnung gerichteten Außenpolitik der Bundesrepublik Deutschland nicht dienlich» sei, weil eine Lawine des Rechnens und Gegenrechnens von Kriegsgreueln und Unrechtstaten losgetreten werden konnte, was sicherlich politisch, aber kaum moralisch gerechtfertigt war, weil hierin unverkennbar ein Mangel an Solidarität mit den Leidtragenden des eigenen Volkes zum Ausdruck kam<sup>5</sup>.

Überhaupt haben die zurückkehrenden Kriegsgefangenen – nimmt man das Ende der 40er und den Beginn der fünfziger Jahre aus, als das Thema der

deutschen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion neben dem Flüchtlingsproblem und der Wiederbewaffnung zu den großen Themen der bundesrepublikanischen Politik gehörte, und sieht man von dem kurz aufflammenden Medieninteresse gegenüber den Spätheimkehrern nach dem Adenauerbesuch in Moskau 1955 ab – weniger Gehör und Aufmerksamkeit in der Öffentlichkeit und in der privaten Sphäre erfahren, als man das heute vermuten würde. Dafür gibt es verschiedene Gründe. Die aus sowjetischer Gefangenschaft entlassenen deutschen Kriegsgefangenen – die Repatriierung der Masse der deutschen Kriegsgefangenen war im wesentlichen 1949 abgeschlossen<sup>6</sup> – kehrten in ein Land zurück, das vom Krieg zerstört war und in dem viele Menschen ein ähnlich schweres Schicksal durch den Tod naher Angehöriger, Hunger, Vertreibung, Zerstörungen infolge des Krieges usw. erlitten hatten, wie jene, so daß die Kriegsgefangenschaft in der Sowjetunion zwar eine besondere, aber keine exzeptionelle Leidenserfahrung im allgemeinen Elend nach dem Krieg in Deutschland darstellte. Der Theologe H.E.Tödt schildert seine damalige Wahrnehmung in der folgenden Weise: «Wir aus der Gefangenschaft Heimgekehrten... mußten uns die Entbehrungen und Qualen, die Ängste und die schrecklichen Erinnerungen von der Seele reden. Aber die Menschen in der Bundesrepublik waren zunächst durch eigene Nöte und dann durch das sich anbahnende 'Wirtschaftswunder' so in Anspruch genommen, daß sie nicht viel Zeit zum Hören hatten und oft gar nichts hören wollten. Hinzu kam der Schock der Heimkehrer. Viele bekamen das Gefühl, in der Heimat überflüssig geworden zu sein, und das, was sie vorfanden, entsprach nicht dem Bild, das sie sich in den Sehnsuchtsträumen in ihren Lagern vorgestellt hatten. Man konnte zu Hause nicht durch Berichte über das Alltägliche, das Normale im Lager- und Arbeitsleben der Gefangenschaft Aufmerksamkeit und Anteilnahme auf sich ziehen. Wenn überhaupt, so konnte nur das Erstaunliche und das Befremdliche aus den zurückliegenden Jahren Interesse erregen. Besonders die Schreckensbilder, die sich uns eingepägt hatten, waren geeignet, Mitgefühl und emotionale Beteiligung zu erwecken»<sup>7</sup>.

Die Kriegs- und Gefangenschaftserzählungen nutzten sich jedoch mit der Zeit ab, nur wenige wollten sie noch hören, zumal sie an eine Zeit erinnerten, die als überwunden, «bewältigt» galt, die man möglichst verdrängen und aus dem Gedächtnis verbannen wollte. So mancher hatte ohnehin den Eindruck, daß ihm niemand das alles glauben würde, was er erlebt hatte. Im übrigen sind Verlierer als Subjekte der Heldenverehrung wenig geeignet<sup>8</sup>. Der Held des verfilmten Romans von Bauer «So weit die Füße tragen» war aufgrund seiner

geglückten Flucht aus russischer Gefangenschaft der Gegentyp des zu passiver Duldung gezwungenen «plennyj» und machte den Film wohl gerade deshalb zu einem der populärsten und meistgesehenen der fünfziger Jahre. Aber er war, obwohl viele sein Schicksal für bare Münze nahmen, eine Fiktion des Autors und ohne dokumentarischen Wert. Keinem einzigen Deutschen ist die Flucht durch die endlosen Weiten Sibiriens in die Heimat gelungen. Auf Ablehnung und Desinteresse stießen die ehemaligen Kriegsgefangenen aus Rußland auch wegen ihres oft als ultrakonservativ und rückschrittlich empfundenen Gesellschaftsbildes mit seinen ideologischen Relikten aus der Nazizeit. Das gesellschaftliche Bindeglied zwischen Vergangenheit und Gegenwart war durch die Gefangenschaftsjahre sozusagen abhanden gekommen. Viele erlebten deshalb die Rückkehr als die in eine ihnen fremde Welt, welche durch eine an amerikanischen und angelsächsischen Vorbildern orientierte Alltagskultur gekennzeichnet war, die von ihren Erfahrungen und Wertvorstellungen aus der Zeit des Naziregimes, des Krieges und der Gefangenenlager meilenweit entfernt war<sup>9</sup>. Es fehlte sozusagen die «seelische Brücke zwischen Vergangenheit und Gegenwart»<sup>10</sup>, die viele verstummen oder in trotziger Abwehr und Abkapselung verharren und nicht selten vereinsamen ließ<sup>11</sup>.

Wer ein paar Jahre später zurückkam, in die Zeit des Wiederaufbaus und des beginnenden Wirtschaftswunders hinein, der mußte nach dem großen Bahnhof mit Musik und Ansprachen oft recht bald feststellen, daß ihm nicht nur einige Jahre in dieser Gesellschaft fehlten, sondern dazu eine Menge von Voraussetzungen zu einem Leben in der an Erfolg und Leistung orientierten neuen Freiheit<sup>12</sup>. Als mit der Großen Koalition in den sechziger Jahren die außenpolitische Öffnung nach Osten angebahnt und durch die Regierung Brandt dann forciert in konkrete Vertragspolitik umgesetzt wurde, waren die ehemaligen Kriegsgefangenen und Spätheimkehrer als antikommunistische Zeitzeugen, wie während des Kalten Krieges, politisch nicht mehr gefragt bzw. auch nicht erwünscht, so daß neben das allgemeine private Desinteresse nun endgültig auch das öffentliche trat. Die Kriegsgefangenenfrage gehörte seit dieser Zeit, sieht man von dem Maschke-Werk ab, zu den Marginalien der historischen Literatur. Erst mit dem Zusammenbruch der Sowjetunion und der Öffnung der sowjetischen Archive in den neunziger Jahren ist wieder ein verstärktes Interesse nun auch von russischer Seite an dieser Thematik zu beobachten, wie mehrere Veröffentlichungen aus jüngster Zeit belegen<sup>13</sup>.

Aber nicht nur Umwelt und die politische Entwicklung waren dafür verantwortlich, daß das Thema Kriegsgefangenschaft aus dem öffentlichen Diskurs verschwand, sondern vielfach waren es auch die Heimgekehrten selbst, die ihr vergangenes Schicksal möglichst ruhen lassen und nicht daran erinnert werden wollten. Ein ehemaliger Kriegsgefangener aus Münster schrieb: «Vielleicht ist das Nichtbeachten des Schicksals von Millionen deutscher Kriegsgefangenen in der Öffentlichkeit bedingt durch das große Schweigen derjenigen, die die Gefangenschaft haben erleiden müssen»<sup>14</sup>. Ich habe es erlebt, daß jemand sich zunächst scheinbar erfreut für ein Interview bereiterklärte, dann aber kurz vor dem vereinbarten Termin seine Zusage mit der Begründung zurückzog, die Erinnerung an die Leiden der Gefangenschaft rege ihn zu sehr auf, sie würde ihn physisch und nervlich übermäßig strapazieren und er wolle deshalb auf ein Gespräch lieber verzichten. Es war eben nicht nur das allgemeine Desinteresse, das zum Schweigen führte, sondern vielfach auch der Wunsch und dezidierte Wille nach Vergessen und Auslöschen der Erinnerung, die eine Erinnerung an Not und Qualen unter menschenunwürdigen Bedingungen war, aber bisweilen auch an durch die perverse Situation produzierte und an die Wurzeln der eigenen moralischen Existenz rührende Verhaltensweisen, die in einer normalen zivilen Gesellschaft nicht aufzutreten wären bzw. tabuisiert sind.

Im allgemeinen enden Gefangenenerzählungen mit dem Zeitpunkt der Heimkehr. Für viele ist der Moment der Heimkehr nach Deutschland und in den Kreis der Familie und Freunde auch in der 50jährigen Rückschau der berührendste, ergreifendste und festlichste Augenblick in ihrem Leben gewesen. Die meisten hatten, wie man so sagt, die Zukunft noch vor sich. Mich interessierte die Frage, wie Betroffene am Ende ihres Lebens ihre Gefangenschaftszeit sehen und welchen Einfluß sie auf die Lebensphase danach gehabt hat. Hauptgewährsleute bei meinen Recherchen waren einige mir persönlich gut bekannte Männer aus unserem ostwestfälischen Dorf, welcher Umstand das Vorhaben erheblich erleichterte, da auf diese Weise eine vertrauensvolle Gesprächsatmosphäre von vornherein gegeben war, die für Offenheit und Wahrheitstreue unerlässlich ist. Bei ihnen allen war ein gewisses freudiges Erstaunen darüber zu spüren, daß sich jemand für ihr mittlerweile lange zurückliegendes Gefangenenschicksal überhaupt noch ernsthaft interessierte. Die meisten brachten mehr oder weniger deutlich zum Ausdruck, daß sie die Gleichgültigkeit und das Desinteresse ihrer eigenen Kinder und der jüngeren Generation gegenüber ihrem Gefangenelos als

schmerzhaft empfanden und bedauerten, sich aber damit mehr oder weniger resigniert abgefunden hatten. Diese Resignation war vermischt mit einer deutlich anklingenden Verbitterung darüber, daß die Jüngerer die Gefangenschaft mit der vorangegangenen Hitlergefolgschaft im Zusammenhang sahen und somit den Heroismus des Leidens in sowjetischen Lagern in häufig anklägerischem Ton mit dem beharrlichen Hinweis auf die Vorgeschichte relativierten, was das Gespräch zwischen den Generationen oft gänzlich verstummen ließ.

Daß es sich bei der vorliegenden Untersuchung nicht um repräsentative Ergebnisse handeln kann, versteht sich bei dem kleinen Kreis der kontaktierten Personen von selbst. Der gleichzeitige Blick in die neuere Erinnerungsliteratur zeigt jedoch, daß bestimmte in den Befragungen sichtbar gewordene Einstellungen und Haltungen durchaus einen gewissen Allgemeingültigkeitsgrad beanspruchen können.

Gustav Kinnius, Jahrgang 1923, im Krieg Angehöriger des Infanterie-Reiterzuges 67 der 23. Division und als Reitbursche eines Divisionskommandeurs eingesetzt, geriet im Mai 1945 im Raum Danzig in russische Gefangenschaft. Als junger Mann im nationalsozialistischen Geist aufgewachsen, machte seine anfängliche Kriegsbegeisterung mit den einsetzenden Niederlagen und den Erfahrungen an der Ostfront bald einer nüchterneren Betrachtung Platz, wenngleich er die Hoffnung auf den «Endsieg» bis zum Schluß nie ganz aufgegeben hatte. Sein prägnantes Fazit lautet aus heutiger Sicht: «Krieg zu machen war Blödsinn, der einfache Mann ist immer der Dumme»<sup>15</sup>.

Bedingt durch die Tätigkeit mit den Pferden hatte K. während des Krieges relativ häufigen Kontakt zur einheimischen Bevölkerung. Als Vermittler zwischen ihr und der Truppe hatten die russischen Hilfwilligen eine wichtige Funktion. Es mußte mit dem örtlichen Starosta über Einquartierung von Soldaten und Fütterung bzw. Stallunterbringung der Pferde verhandelt werden. «Je besser wir zu den Russen waren, umso mehr kamen sie uns auch entgegen». Meist waren es bei der kriegsbedingten Abwesenheit der Männer Frauen, mit denen über die Einquartierung verhandelt werden mußte, die sich in Erwartung der bevorstehenden räumlichen Einschränkung natürlich überwiegend abweisend verhielten. Für diese Haltung bringt K. heute volles Verständnis auf, wurden doch die russischen Familien irgendwo zusammengepfercht, «während wir ihre Räume in Beschlag legten». Zwar habe es hier und da auch Konfiszierungen

von Vieh gegeben – es sei schließlich Krieg gewesen – ,aber bei den Fronttruppen, zu denen er gehörte, sei das viel weniger vorgekommen, als im Rücken der Front. K. betont mehrfach die Bedeutung der russischen Hilfwilligen in seiner Einheit für ein passables Verhältnis zwischen den Besatzern und der einheimischen Bevölkerung. Ohne sie und die sprachliche Verständigung wäre manches wahrscheinlich brutaler abgelaufen.

Über Rußland und die Russen hatte K. bei Kriegsbeginn keine Vorstellung, außer daß es sich um ein großes und reiches Land – Kornkammer Ukraine! – handelte. Daß der Einsatz in Rußland möglicherweise mit dem Tod enden würde, hat er damals verdrängt. In bildlich-bäuerlicher Sprache drückt der Landwirt K. seinen Seelenzustand beim Einzug an die Ostfront plastisch so aus: «Es war ein bißchen Angst dabei, so wie die Kuh ohne Verstand zum Schlachthof geführt wird».

Die Stationen seines Gefangenschaftsdaseins sind beeindruckend: Während des ersten halben Jahres im Hauptlager Minsk mußten Maschinen repariert und die Trümmer von den Straßen weggeräumt werden. Dann erfolgte die Verlegung in ein von den Gefangenen selbst errichtetes Nebenlager bei Borisov an der Berezina, wo hauptsächlich Holzarbeiten verrichtet wurden. Im Herbst 1948 kehrte K. in das Hauptlager nach Minsk zurück, arbeitete dort in einem Sägewerk, kam am 9. Juni 1949 in ein Minsker Gefängnis und wurde am 28. August 1949 in einem gerichtlichen Schnellverfahren zusammen mit sieben weiteren Kameraden zu 25 Jahren Arbeitsstraflager verurteilt. Unter menschenunwürdigen Bedingungen – so wurden unterwegs Salzheringe mit Forken in die überfüllten Waggonen geschaufelt, es gab nicht ausreichend Trinkwasser – erfolgte zwei Tage später der Transport in ein Lager von Vorkuta. K. arbeitete dort zunächst in einer Ziegelei und kam dann als Dystrophiker in die Küche des Lagers. Er habe Vorkuta besser ernährt und bekleidet verlassen, als er hineingekommen sei, legt allerdings Wert auf die Feststellung, daß es den meisten schlechter ergangen sei. Den Küchenposten habe er vor allem dem Umstand zu verdanken gehabt, daß er etwas Russisch sprach, welches er sich bereits als Soldat von den Hilfwilligen angeeignet hatte. Von Vorkuta kam er 1951 nach Stalingrad, hier erhielt er zum ersten Mal aus der Heimat Pakete, was die persönliche Lage entschieden verbesserte<sup>16</sup>. 1953 erfolgte die Überführung in ein Lager nach Sverdlovsk (heute Ekaterinburg), das von den Gefangenen als Asbest-Lager bezeichnet wurde, da in unmittelbarer Nähe eine Asbestfabrik gelegen war<sup>17</sup>. Hier war K. als Stukkateur auf dem Bau tätig. Er habe in «italienischem Stil» Rundbögen aus Gips in Wohnhäusern

angebracht. Zum Baustellenleiter, der ein russischer Oberst war und für die reibungslose Beschaffung des Baumaterials sorgte, hatte er ein ausgesprochen gutes Verhältnis. Es wurde relativ viel Geld verdient, wofür man sich im Lager etwas kaufen konnte. Die Unterkünfte in Sverdlovsk seien sauber gewesen, es gab Duschen, man konnte Fußball spielen. Er habe von sexuellen Kontakten zwischen «gutsituierten» deutschen Kriegsgefangenen und russischen Frauen gehört,<sup>18</sup> was er persönlich – wie er einräumt unter dem Einfluß der nationalsozialistischen Propaganda «aus Nationalstolz» – abgelehnt habe. Am 1. Oktober 1953 traf Kinnius aus Sverdlovsk im bundesdeutschen Aufnahmelager Friedland ein.

Ernst Klack, Jahrgang 1921, ebenfalls Landwirt und im Krieg als Funker einer Artilleriebatterie angehörend, geriet am 9. Mai 1945 bei Deutsch-Brod in der Tschechoslowakei in Gefangenschaft, die er bis zu seiner Entlassung am 17. September 1949 in den Lagern Nr. 4 (Morovskaja) und Nr. 1 – bei zeitweiser Verlegung im Sommer 1948 in die Nähe von Rostov zur Errichtung von Neubauten – in Stalingrad verbrachte<sup>19</sup>. Gustav Hardieck, gelernter Bäcker und Gastwirt, Jahrgang 1922, war bis zu seiner Entlassung am 29. Dezember 1949 Gefangener im Arbeitslager Šeekino bei Tula. Ehemalige Insassen dieses Lagers aus ganz Deutschland treffen sich seit 1982 regelmäßig einmal im Jahr und bilden seither eine enge, durch das verbindende Erlebnis der Gefangenschaft geprägte Gemeinschaft. Anlässlich des ersten Treffens wurde eine kleine Schrift verfaßt, die u. a. einen detaillierten Lageplan des Lagers 7323/12 Šeekino, dem ein Kohlebergwerk, ein Steinbruch, eine Ziegelei und ein Sägewerk angeschlossen waren, enthält, ferner verschiedene künstlerische Darstellungen aus dem Lagerleben von A. Stankowski, einige kürzere Erlebnisberichte aus dem Lageralltag sowie die Fotokopie einer Namensliste von Toten des Lagers, die der Kriegsgefangene Georg Rudolph in seine Schuhsohlen eingenäht und nach seiner Rückkehr dem Deutschen Roten Kreuz übergeben hatte. Ich komme auf diese Schrift und auf die mir durch die Vermittlung Hardiecks zugänglich gewordenen «Erinnerungen eines Kriegsgefangenen» dieses Lagers aus dem Jahre 1986 im weiteren Verlauf meiner Darstellung nochmals zurück.

Ähnlich wie Gustav K. der Transport nach Vorkuta, ist Ernst K. der Marsch in die Gefangenschaft und der ca. vierwöchige Bahntransport nach Stalingrad in Waggons, die mit an die hundert Personen belegt waren und in denen man sich nur im Wechsel hinlegen konnte, in schlimmer Erinnerung

geblieben. Bei der verbreiteten antideutschen Stimmung zu Kriegsende in der tschechischen Bevölkerung ist der von Ernst K. dankbar erinnerte Umstand immerhin erwähnenswert, daß während des dreitägigen Marsches nach Bratislava ins Sammellager von den Einheimischen in die Marschkolonnen der Gefangenen Wasser und Brot gereicht wurden<sup>20</sup>. Bei einem Bahnhalt in Butzkau feuerte ein Rotarmist wahllos in die Waggonen, wobei zwei Gefangene starben. Er wurde auf der Stelle von einem Offizier erschossen. Solche Vorfälle wie auch jene von Ernst K. erzählten, daß er bei einer vorübergehenden Abordnung von Teilen des Lagers Nr.4 ins Donec-Becken zum Tagebau Ende 1945 sechs Wochen lang nur rote Rüben zu essen bekam – wobei hier immer zu berücksichtigen ist, daß auch die sowjetische Bevölkerung damals hungerte<sup>21</sup> – oder daß ein Kamerad aus seiner westfälischen Heimat unmittelbar an seiner Seite starb (einen Arzt habe es dort nicht gegeben!) oder daß der gutgefütterte deutsche Schäferhund eines Lageroffiziers wie auch der Dackel des Lagerleiters «zur Nahrhaftmachung der Suppe um die Ecke gebracht wurden» («In der Not frißt man alles»), gehören in jene oben erwähnte Kategorie von teils erstaunlichen, teils erschütternden Erlebnissen, mit denen die ehemaligen Gefangenen das Interesse und Mitleid ihrer Zuhörer erregen konnten.

Neben solchen Fixpunkten von Leid und Elend tauchen aber auch regelmäßig in Heimkehrerberichten Erinnerungen an gütige und humane Verhaltensweisen von Russen auf, die sich ebenso tief ins Gedächtnis eingegraben und das Rußlandbild vom «schlechten System» und dem «guten» russischen Menschen nachhaltig bestimmt haben.

Die dankbarste Erinnerung hat Gustav K. an die Russin Lena, die Küchenchefin im Vorkuta'schen Lager, die ihm nach seiner Überzeugung das Leben gerettet hat, indem sie ihn als völlig entkräfteten Dystrophiker für den Küchenposten auswählte und wieder «aufpäppelte». Er habe sich beim Abschied bei ihr bedankt und würde vieles darum geben, sie noch einmal wiederzusehen, um sich in irgendeiner Form zu revanchieren. Gustav H. hat es mehrmals erlebt, daß die Wachposten bei Kartoffel- und Melonenklau während der Arbeiten auf der Kolchose ein Auge zudrückten und das Diebesgut sogar mit den Gefangenen teilten, weil es ihnen auch nicht besser gegangen sei «als uns». Der aus dem gleichen Lager stammende Georg Klöpfer beschreibt in seinen «Erinnerungen» ähnlich eine gemeinsame «Aktion» zwischen Gefangenen und Wachposten im Jahre 1945: «Auf dem Rückmarsch zum Zeltplatz entdeckten wir einen Kartoffelacker. Unser ziviler

russischer Wachposten war durchaus bereit, uns auf einem geplanten nächtlichen Ausflug zu diesem Acker gegen entsprechende Erfolgsbeteiligung zu begleiten und uns bei sich nähernder Gefahr verabredungsgemäß zu warnen»<sup>22</sup>. Horst Schlüter, Gefangener in Vorkuta, hat solche Erfahrungen und Beobachtungen der Bereitschaft zum Teilen – ob zu Recht oder Unrecht – geradezu als ein Wesensmerkmal des russischen Volkscharakters dargestellt<sup>23</sup>.

Die russische oder erstaunlich oft «jüdische Ärztin», die sich gegenüber den Gefangenen korrekt verhält und sie häufig vor den Arbeitsanforderungen der Lagerleitung durch Krankschreibung oder Verwendung für leichtere Arbeiten in Schutz nimmt, ist geradezu ein Topos vieler Heimkehrerberichte<sup>24</sup>, so auch bei Ernst K.. Eine aus Bielefeld vor dem Krieg emigrierte jüdische Ärztin stufte ihn in die Arbeitsgruppe II («gute physische Verfassung – für alle Arbeiten geeignet») ein und «ernannte» ihn sozusagen zum Elektriker, wodurch er der Verwendung als Schwerarbeiter (Arbeitsgruppe I) entging. Als Anfang 1946 zwei Drittel des Lagers Nr. 4 in Stalingrad nicht mehr arbeitsfähig waren, protestierte die Ärztin vehement, was später ihre Versetzung zur Folge hatte, weil sie «zu gut zu uns war». Sie habe auch insbesondere auf korrektes Schuhwerk der Gefangenen geachtet. In Šëkino setzte nach der Erinnerung von G. Klöpfer die Ärztin durch, daß bei Außentemperaturen von unter zwanzig Grad keine Außenarbeitskommandos ausrücken durften. Auch überzeugte sie sich stichprobenweise am Lagertor davon, daß Handschuhe und Filztiefel beim Ausrücken nicht feucht waren<sup>25</sup>.

Eine besondere Erinnerung hat Ernst K. an eine junge russische Frau, die ihm während des Krieges begegnet war und die er während seiner Abordnung zu Bauarbeiten in der Nähe von Rostov als Gattin eines dort verantwortlichen Offiziers zufällig wiedersah. Sie habe ihm immer, ohne sich etwas anmerken zu lassen, bei Begegnungen heimlich fünf Rubel zugesteckt, wofür er sich auf dem Bazar – als Elektriker und Installateur war er 1948 mit einem Propusk-Papier ausgestattet – mit Nahrungsmitteln eindecken konnte. Ein ähnlicher Vorfall wird in der oben erwähnten Schrift aus dem Lager Šëkino berichtet. Dort mußte ein Gefangener das Zimmer eines Offiziers säubern und «verging» sich dabei eines Tages an dem auf dem Nachttisch abgestellten Kochgeschirr mit Gulasch. Statt der sicher erwarteten Züchtigung und Strafe fand er in den folgenden Tagen immer irgendein Geschenk für sich auf dem Nachttisch: einen Apfel, ein Stück Brot, Papirosy, einmal sogar eine gebratene Kaninchenkeule. Im Rückblick schreibt er 1982: «Für mich war es eine

wertvolle Erkenntnis, nämlich die, daß es überall und in jedem System Menschen gibt, die es wert sind, als `wirkliche Menschen` bezeichnet zu werden. Mir hat dieses Erlebnis jedenfalls neuen Mut, neue Kraft und v i e l zum Nachdenken gegeben!»

Georg Klöpffer erzählt in seinen «Erinnerungen»(S.17f), wie er im Winter auf seine Bitte «Mozno pogret'sja» selten eine abschlägige Antwort in einer russischen Hütte erhalten habe. «Oftmals fragten die russischen Frauen und Mütter bei dieser Gelegenheit nach...Fotos von Eltern und Geschwistern... Sie zeigten Mitleid – sogar Tränen – und gaben mir dann auch schon mal einen Kanten Brot oder einige Kartoffeln».

Ohne Ausschreitungen und Beschimpfungen von Kriegsgefangenen besonders in der Zeit, als der Ausgang des Krieges noch ungewiß war und auffallend oft von Seiten veretzter Kinder und Jugendlicher, zu verschweigen, treffen sich doch die meisten Heimkehrerberichte in den positiven Erfahrungen mit der russischen Zivilbevölkerung. Ein ehemaliger Gefangener schreibt: «Ich muß sagen, die Menschen dort waren sehr freundlich, ich habe nie Haß gespürt». Einem anderen haben die positiven Erlebnisse mit der Zivilbevölkerung geholfen, «den Glauben an das `Gute im Menschen` zu bewahren». Ein weiterer erzählt, daß die Bewohner eines Kolchosdorfes in der Nähe von Sverdlovsk zunächst sehr zurückhaltend waren, ihre Scheu sich aber dann in «ich möchte fast sagen, Freundschaft» umgewandelt habe. Als die Kriegsgefangenen zu einem anderen Arbeitseinsatz weiterziehen mußten, «wurde vom Kolchosdorf eine regelrechte Abschiedsfeier für uns veranstaltet...Uns war allen ein bißchen wehmütig ums Herz»<sup>26</sup>.

Ich möchte mich nun der eingangs gestellten Frage zuwenden, wie die von mir kontaktierten ehemaligen deutschen Kriegsgefangenen die Jahre in Rußland aus der Rückschau ihres heute immerhin fast achtzigjährigen Lebens sehen und bewerten.

In der Schlußbetrachtung seiner «Erinnerungen» schrieb Georg Klöpffer 1986: «Der Abstand zu jenen einschneidenden Jahren meines jungen Lebens ist groß genug, das Häßliche und Beschwerliche möglichst nur zu streifen und Dinge und Vorkommnisse zu beschreiben, die vielleicht auch einen Hauch von Versöhnlichkeit in sich bergen». Er hatte damals bereits dreimal die Sowjetunion besucht und bei einem Gespräch mit Mitgliedern des Bezirkssowjets des Stadtbezirks Dnepr der Stadt Kiev 1984 Fotos der Kriegsgräberstätte Stukenbrock bei Bielefeld überreicht, wo über 65000

sowjetische Gefangene und Zwangsverschleppte ums Leben gekommen sind. 1994 reiste er nach Tula. Es ist offensichtlich, daß Klöpfers Erinnerungsarbeit und Rückkehr in die Vergangenheit in das Land seiner Gefangenschaftsjahre vom Geist der Versöhnung zwischen den Völkern – er ist Mitglied des Arbeitskreises «Blumen für Stukenbrock» – getragen ist. Dazu gehört für ihn selbstverständlich auch die Erinnerung an die Leiden der sowjetischen Gefangenen in deutscher Hand. Für Klöpfer war es zudem eine wichtige Erfahrung, bei seinen Reisen in die Sowjetunion und nach Rußland als ehemaliger Soldat und Kriegsgefangener keinerlei «Ressentiments gegenüber uns Deutschen» bemerkt zu haben<sup>27</sup>.

Für alle von mir Befragten war die Gefangenschaft in Rußland das zentrale Ereignis ihres Lebens, das in vielfältiger Weise auch nach fünfzig Jahren in Freiheit seine tiefen Spuren hinterlassen hatte. Gustav K. wurde früher von Angst- und Alpträumen verfolgt, was auch heute noch manchmal vorkomme: man stehe «ganz unten», sei hilflos, schwach, ausgeliefert, handlungsunfähig<sup>28</sup>. Von ähnlichen traumatischen Erfahrungen wußten auch die anderen zu berichten. Man war ja niemals sicher, ob man am nächsten Morgen lebend aufwache bzw. man sei in ständiger Angst gewesen, was der nächste Tag bringe. Keiner mochte die Zeit der Gefangenschaft nochmal wiederholen, für alle stellt sie sich im Rückblick als Zeit des extremen körperlichen und seelischen Leidens dar. Ernst K. ist davon überzeugt, daß der Tod seiner beiden ersten Kinder von den gesundheitlichen Folgeschäden der Gefangenschaft verursacht war. Wilhelm Wesch, Jahrgang 1907, der bis zu seiner Heimkehr 1948 unter schlechtesten Bedingungen und Behandlungen in einem Lager im südlichen Ural (Orsk) in einer Ziegelei arbeitete, schrieb mir in einem Brief vom November 1998 als Fazit: «Die Gefangenschaft war eine schlimme Zeit. Ich habe eine schlechte Erinnerung[an sie]. Viele Kameraden sind nicht in die Heimat zurückgekehrt»<sup>29</sup>. Alle stimmten spontan der Auffassung zu, daß die Gefangenschaft für sie eine «verlorene Zeit» gewesen sei<sup>30</sup>. Bei näherem Hinschauen und genauerem Nachfragen ergab sich dann aber meistens ein sehr viel differenzierteres Bild.

Man mag es in den Bereich des Zufalls ansiedeln, daß eine Tochter von Ernst K. Russischlehrerin wurde und einen russischen Mann, den sie in Moskau kennenlernte, geheiratet hat, und daß sein jüngster Sohn und Hoferbe 1998 ein für die westfälische Bauernhausarchitektur völlig untypisches Holzhaus als Wohnhaus auf seinem Hofgrund von ukrainischen Baumeistern errichten

ließ, an dessen Entstehung Ernst K. aufgrund eigener Erfahrungen in Rußland mit Holzbauweise ein lebhaftes Interesse nahm. Bei seinen Erzählungen fiel übrigens auf, welchen hohen Stellenwert er der *A r b e i t* und seinen verschiedenen Tätigkeiten als Schweißer, Elektriker und Installateur während der Gefangenschaft beimaß, und es war bisweilen deutlich so etwas wie Begeisterung und Stolz herauszuhören, wie unter widrigsten Bedingungen und mit primitivsten Mitteln, aber mit großer Phantasie und Improvisationskunst schwierige Probleme gelöst worden seien<sup>31</sup>. Er macht mit Blick auf seine Erfahrungen während der Gefangenschaft allerdings kein Hehl daraus, daß der Russe an das deutsche Arbeitsethos nicht heranreiche<sup>32</sup>, sieht darin allerdings systembedingte Ursachen wirksam. Die Tatsache, daß er sich im Laufe der Zeit auf seinem Bauernhof eine große Werkstatt eingerichtet hat, um anfallende technische Reparaturen selbst zu bewerkstelligen, führt er nicht zuletzt auf seine russischen Gefangenschaftserfahrungen zurück.

Für Gustav K. war die Tatsache von bleibender Bedeutung, daß er in der Gefangenschaft unter gleichen Lebensbedingungen Menschen getroffen hat, denen er im normalen Lebensalltag niemals begegnet wäre und die seinen Horizont erweitert hätten. Insofern sei für ihn die Gefangenschaft so etwas wie «seine Universität» gewesen, auch wenn er nach der Rückkehr ohne Beruf dagestanden hätte. Eine ähnliche Sicht steht nicht vereinzelt da. Daß man in der Gefangenschaft sehr viel gelernt, daß man Menschenkenntnis erworben, den geistigen Horizont erweitert, sich eine fremde Sprache angeeignet habe usw., wird oft betont. Für manche war die Zeit der Gefangenschaft aber auch die Zeit der schmerzhaften Erkenntnis, daß man falschen Idealen nachgejagt war: «Als überzeugter Anhänger des Regimes in den Krieg gezogen, mußte ich zuletzt erkennen, daß mein Einsatz für diese Idee einem verbrecherischen Gewaltssystem zugute gekommen war. Darum sah ich die Gefangenschaft als eine gute Lehrzeit, eine Möglichkeit der Wiedergutmachung und zur Begegnung mit dem russischen Volk an»<sup>33</sup>.

Bei vielen sind bestimmte Verhaltensweisen im alltäglichen Leben durch die Gefangenschaft bis auf den heutigen Tag tief eingeprägt. So ist es für Georg Klöpfer immer noch unerträglich, wenn Brot liegengelassen oder weggeworfen wird, was er durch regelmäßige Kontrollblicke in Mülleimer vorwurfsvoll registriert, und Ernst K. reagiert allergisch und mit Unverständnis, wenn vom Braten oder Kotelett das für die Gefangenen damals so wichtige und schmerzlich vermißte Fett weggeschnitten wird.

Mein Vater Hermann Rüb, der nach dem Krieg drei Jahre in dem sowjetischen Internierungslager Fünfeichen bei Neubrandenburg inhaftiert war, verfaßte dort die folgenden Verse, die, wie ich mich erinnere, durchaus ein bestimmtes Ethos der häuslichen Eßkultur besonders in seiner Gegenwart bewirkten:

Herr, ich will Dir nie vergessen,  
was Du mich so hart gelehrt.  
Achten will ich stets beim Essen  
trock'nen Brotes gold'nen Wert.

Will mich, Herr, am Wasser laben,  
wie es aus der Quelle kommt,  
weil's wie alle Deine Gaben,  
klar und rein am besten frommt.

Will kein Körnlein Salz verstreuen  
auf die Erde aus Versehn,  
und es soll mich nicht gereuen,  
will man das als Geiz verstehn.

Trocknes Brot und klares Wasser  
und ein Körnlein Salz dabei,  
gib, o Herr, daß niemals blasser  
die Erinnerung mir sei.

*1945 – 1948*

Daß Frömmigkeit durch die Leidenserfahrung der Gefangenschaft, wie in dem vorangehenden Gedicht erkennbar, verstärkt und über die Zeit hinaus in den normalen Lebensalltag integriert worden ist, ist, wie alles hier Gesagte, nicht generalisierbar. Für Ernst K. war das aus dem Krieg herübergerettete Gesangbuch ein ständiger Begleiter und fester Halt während seiner Gefangenschaftszeit und er ist auch heute davon überzeugt, daß er sein – von scheinbar vielen Zufällen abhängiges – Überleben dem Willen eines Höheren verdankt. Für Gustav H. hingegen bedeutete die Religion – wie er einräumt, auch unter dem Einfluß der nationalsozialistischen Erziehung – nichts. Er habe sich nur auf sich selbst verlassen und dies habe für ihn auch heute noch Gültigkeit.

Fast durchweg läßt sich bei allen ehemaligen Kriegsgefangenen ein überdurchschnittliches Interesse an den Geschehnissen und politischen Entwicklungen in der ehemaligen Sowjetunion registrieren. Wenn der bekannte Journalist Gerd Ruge eine mehrteilige Fernsehreportage über Sibirien macht, so kann man davon ausgehen, daß ehemalige Kriegsgefangene überproportional vor den Fernsehschirmen anzutreffen sind.

Die Gefangenenzzeit hat offenbar bei vielen eine starke emotionale Beziehung zu dem Land und den Menschen entstehen lassen, die bis auf den heutigen Tag anhält. Gustav H. würde sofort, wenn es die Gesundheit erlaubte, nach Rußland und speziell an den Ort seines Lageraufenthalts in Šëekino reisen. Es ist bei dem ansonsten eher nüchtern und sachlich strukturierten Hardieck durchaus kein sentimentales Pathos, wenn er einen russischen Veteranen zu sich einladen möchte. Nach dem Grund gefragt, kommt die bemerkenswerte Antwort: «Wir haben den Russen so viel Leid zugefügt, das möchte man ein wenig wieder gutmachen».

Ernst K. und der Vorsitzende des seit 1950 existierenden Verbandes der Heimkehrer (VdH) unseres Ortes, Otto Hanheide, wären im Frühjahr 1999 zur Einweihung eines deutschen Soldatenfriedhofes in Rosoška nach Volgograd gereist, wenn das in Rußland umstrittene Projekt – viele sehen darin ein «Denkmal der faschistischen Okkupanten» – angeblich wegen der gespannten Lage auf dem Balkan von Volgograder Seite nicht abgesagt worden wäre<sup>34</sup>.

Übrigens hatten die humanitären Aktionen der Ortsgruppe des VdH seit Jahren ein deutliches Schwergewicht zur Sowjetunion und ihren Nachfolgestaaten hin. Es ging durch die hiesige und die Minsker Presse, als sich Hanheide und sein russischer Freund aus Stalingrader Gefangenschaftszeiten 1993 nach über 40 Jahren in der weißrussischen Hauptstadt wiedertrafen<sup>35</sup>. Für Hanheide ist das Mitempfinden für die Not anderer Menschen eine zentrale und sein ganzes weitere Leben prägende Erfahrung seiner Gefangenschaftszeit geworden. Deren negative Seiten hat er bewußt verdrängt und die positiven Erinnerungen an «herzensgute russische Menschen», wie den Ingenieur Oleg Šiškin aus Stalingrad, hat bei ihm ein humanitäres Engagement ausgelöst, dem er mit Leib und Seele verschrieben ist. Hört man seinen mit russischen Sätzen gespickten Erzählungen zu, so gewinnt man den Eindruck, daß die Gefangenschaft ihn nicht, wie viele andere, an Seele und Körper geschwächt oder gar gebrochen,

sondern in ihm ungeahnte positive Kräfte und Energien freigesetzt hat. Die Hilfsbereitschaft und das Engagement im Zeichen der Völkerverständigung und des Abbaus von Ressentiments zwischen Deutschen und Russen<sup>36</sup> aufgrund der Erfahrungen von Krieg und Gefangenschaft scheint aber kein Einzelfall unter den ehemaligen deutschen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion zu sein, wie die mir bei meinen Recherchen bekannt gewordenen vielen anderen privaten Initiativen zeigen<sup>37</sup>.

Mich hat diese starke emotionale Bindung zu Rußland und seinen Menschen und der ausgeprägte Versöhnungswille, wie sie bei meinen ja nur einen bescheidenen Kreis ehemaliger Kriegsgefangener umfassenden Recherchen in signifikanter Weise zutage traten, überrascht, galt doch gerade diese Gruppe lange Zeit in der Bundesrepublik als politisch starr, rückschrittlich und revanchistisch. Als Angehörige der Wehrmacht, die nach den Vorstellungen Hitlers einen Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion führten, hatten es die ehemaligen Kriegsgefangenen schwer, die in ihren Kreisen vorhandene Verständigungsbereitschaft nach außen hin glaubhaft geltend zu machen<sup>38</sup>. Ihnen begegnete man auch in der Sowjetunion verständlicherweise mit äußersten Vorbehalten.

Ich möchte meine auf einer sehr schmalen Befragungsbasis beruhenden Ergebnisse nicht überbewerten, wage aber dennoch die These, daß in der Bundesrepublik keine gesellschaftlich relevante Gruppe existiert, die ein so ausgesprochen großes Interesse an Rußland offenbart, wie das heute bei Teilen der allmählich wegsterbenden ehemaligen Kriegsgefangenen der Fall ist. Dies ist m.E. bisher vollkommen falsch eingeschätzt und öffentlich kaum zur Kenntnis genommen worden. Waren es in den fünfziger Jahren im Zeichen des Kalten Krieges vor allem die negativen, das unermeßliche Leid der Gefangenschaft und die Unmenschlichkeit des kommunistischen Systems schildernden Stimmen unter den Heimkehrern, die öffentliches Gehör fanden, so sind es nach 50 Jahren die positiven Töne, die verstärkt lautbar werden, die jedoch kaum mehr an die Öffentlichkeit dringen, da das Thema nach den Entwicklungen der letzten Jahre politisch inaktuell erscheint. In Zeiten der Normalität von Beziehungen ist das medienwirksame politische Instrumentalisierungspotential von Versöhnungsgesten, wie sie zwischen ehemaligen deutschen Kriegsgefangenen und russischen Veteranen verstärkt zu beobachten sind, offenbar geringer als beim Vorhandensein ausgeprägter Feindbilder. Man sollte es freilich als ermutigendes Zeichen werten, wenn

Versöhnung Teil der politischen und zwischenmenschlichen Normalität zu werden beginnt<sup>39</sup>. Daß das Schlimme, was sich Deutsche und Russen während Krieg und Gefangenschaft antaten, nicht verschwiegen und vergessen werden darf, muß im Sinne der historischen Wahrheit akzeptiert und im Sinne derer, die sich aufgrund ihrer subjektiven Bewertung der eigenen Erfahrungen nicht zu einer Versöhnungshaltung durchzuringen vermögen, respektiert werden.

Unter der Obhut des Verbandes der Heimkehrer und des russischen Kriegsveteranenkomitees finden seit 1990 deutsch-russische Jugend- und Veteranenseminare statt, die sich dem obersten Grundsatz des Eintretens für Frieden und Verständnis zwischen Deutschland und Rußland verpflichtet haben. Das Grundsatzreferat beim letztjährigen Treffen in Marienheide hielt Marschall Kulikov, der letzte Oberbefehlshaber der Truppen des Warschauer Paktes. Da die jetzige Bundesregierung im Unterschied zur vorangehenden keine Unterstützung leistete, übernahm der VdH selbstverantwortlich die finanziellen Lasten des 6. deutsch-russischen Treffens dieser Art<sup>40</sup>. Dieser Sachverhalt ist ebenso bezeichnend wie die Tatsache, daß die organisierten sowjetischen Kriegsveteranen offenbar im "Verband der Heimkehrer" den bevorzugt geeigneten Ansprechpartner in Deutschland unter den ehemaligen Kriegsgegnern sehen. Die vorliegenden Beobachtungen an der "Basis" scheinen dafür gewichtige Argumente zu liefern.

Viele ehemalige Kriegsgefangene haben sich erst am Ende ihres Lebens entschlossen, für ihre Kinder und Enkel ihre Gefangenschaftserlebnisse niederzuschreiben. Dieser große Fundus von privaten Manuskripten ist eine Fundgrube für künftige Forschung und gleichzeitig ein Vermächtnis an die junge und an kommende Generationen, damit, wie ein Betroffener schreibt, «unsere Jugend uns Alte besser versteht» und «das, was wir falsch gemacht haben... nie mehr vorkomme»<sup>41</sup>. Günther Heuck, der sich ab dem Sommer 1947 in einem Gefangenenlager in Sverdlovsk befand, antwortete mir brieflich auf meine Frage, wie sich die Gefangenschaftszeit auf sein Bild von Rußland ausgewirkt habe, folgendermaßen: «Wegen persönlicher Glücksfälle und Bekanntschaft mit Privatpersonen (habe ich) eine absolut positive Meinung von den Russen»<sup>42</sup>. Der ebenfalls im Raum Sverdlovsk als gefangener Lagerarzt tätige Dr.W.Camerer schrieb in seinen Erinnerungen: «Und noch etwas hat sich mir eingepägt: Auch hinter einer rauhen Schale und Uniformen

schlummerte nicht selten echte Menschlichkeit, die sich mir in Gestalt von Ärztinnen und Ärzten, einem Oberst, einem Oberleutnant und vielen einfachen Männern und Frauen wie auch manchem Wachsoldaten offenbarte. Diese wohlthuende Erinnerung erleichtert das Bemühen, alles andere im Unterbewußtsein ruhen zu lassen. Schließlich lebt nur der innerlich befreit weiter, der vergessen und verzeihen kann und dankbar ist, überlebt zu haben»<sup>43</sup>.

Wie stark die positiven Erinnerungen und Bewertungen der ehemaligen Kriegsgefangenen, die am Ende ihres Lebens gegenüber den Leidenserfahrungen bei vielen stärker in den Vordergrund zu rücken scheinen,<sup>44</sup> das allgemeine Rußlandbild der Deutschen beeinflussen werden, muß die Zukunft zeigen. Daß sie ohne jegliche Wirkung bleiben, ist bei der Masse und Eindringlichkeit der Zeugnisse schwer vorstellbar.

#### ANMERKUNGEN

<sup>1</sup> Zur Geschichte der deutschen Kriegsgefangenen des Zweiten Weltkrieges. 22 Bde. München, 1962–1974.

<sup>2</sup> *Bährens K.* Deutsche in Straflagern und Gefängnissen der Sowjetunion. Bde. V/1 und V/3. Bielefeld, 1965; *Böhme K.W.* Die deutschen Kriegsgefangenen in sowjetischer Hand. Eine Bilanz. Bd. VII. B., 1966; *Cartellieri D.* Die deutschen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion – Die Lagergesellschaft. Bd. II. B., 1967; *Fleischhacker H.* Die deutschen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion – Der Faktor Hunger. Bd. III. B., 1965; *Ratza W.* Die deutschen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion – Der Faktor Arbeit. Bd. IV. B., 1973; *Schwarz W.* Die deutschen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion – Aus dem kulturellen Leben. Bd. VI. B., 1969.

<sup>3</sup> Vgl. auch: *Steinbach P.* Deutsche Kriegsgefangene in der Sowjetunion. Ein Beitrag zur deutsch-sowjetischen Beziehungsgeschichte // Aus Politik und Zeitgeschichte B 24/1991, S.37–52, hier S.39.

<sup>4</sup> Es gab viele sog. Tatsachenberichte, die aber über das Niveau der trivialen Soldatenheftliteratur meist nicht hinausgingen. Das kommunistische Unrechtssystem wurde entsprechend der bundesrepublikanischen politischen Generallinie ebenso pauschal angeprangert wie das Unvermögen des Sowjetsystems, die eigene Bevölkerung mit lebensnotwendigen Gütern zu versorgen. Demgegenüber standen das «gute russische Volk» und der « einfache Russe» in seiner liebenswürdigen Existenz sowie der tradierte Topos von der rätselhaften und tiefgründigen «russischen Seele» im Gegensatz zur «seelenlosen» Herrschaft des Bolschewismus. Vgl.: *Lehmann A.* Gefangenschaft und Heimkehr. Deutsche Kriegsgefangene in der Sowjetunion. München, 1986. S.163–165.

<sup>5</sup> Ebd. S.169.

<sup>6</sup> Auf der Moskauer Ministerkonferenz der Siegermächte 1947 wurde vereinbart, daß alle deutschen Kriegsgefangenen bis zum 31.Dezember 1948 in ihre Heimat entlassen sein sollten. Die Russen verschoben die Freigabe um ein Jahr auf Ende 1949. Vgl. jetzt *Meyer H.H.* Kriegsgefangene im Kalten Krieg. Die Kriegsgefangenenpolitik der Bundesrepublik Deutschland im amerikanisch-sowjetischen Machtkampf von 1950 bis 1955. Osnabrück 1998.

<sup>7</sup> Vgl.: Gefangenschaftserfahrung und Versöhnungsbereitschaft // Frieden mit der Sowjetunion – eine unerledigte Aufgabe. Hrg. von *Goldschmidt D.* Gütersloh, 1989. S.334.

<sup>8</sup> *Lehmann.* Gefangenschaft und Heimkehr., S. 168

<sup>9</sup> *Kaminsky A.* (Hrg.), Heimkehr 1948. Geschichte und Schicksale deutscher Kriegsgefangener. München, 1998.

<sup>10</sup> *Lehmann,*Gefangenschaft und Heimkehr, S. 143.

<sup>11</sup> Die Selbstmordrate unter den Heimkehrern war hoch, ebenso die Scheidungsrate.Vielfach ließ sich bei ihnen eine gewisse geistige Starrheit, Rechthaberei und autoritäres Verhalten beobachten, aber auch mangelnde Initiative, Eigenbrütelei, Reizbarkeit und Egozentrik als typische Anpassungsstörungen. Solche Verhaltensweisen können auch als Reaktion auf die Interesselosigkeit der Umwelt für das Schicksal der Heimkehrer gedeutet werden. Ebd. S. 137, 142. Siehe auch: Heimkehr 1948 (wie Anm. 9).

<sup>12</sup> *Lehmann.* Gefangenschaft und Heimkehr, S.134.

<sup>13</sup> Mit zahlreicher Literatur jetzt: Die Tragödie der Gefangenschaft in Deutschland und der Sowjetunion, 1941–1956. Hrg. von *Müller K.-D., Nikischkin K., Wagenlehner G.* Köln,Weimar, 1998.Vgl. ferner: *Peter E.* (Hrg.)Von Workuta bis Astrachan. Kriegsgefangene aus sowjetischen Lagern berichten. Graz, Stuttgart 1998 (ohne wissenschaftlichen Apparat). Wichtig, weil viele Erlebnisberichte auswertend, auch: *Sauermann D., Brockpähler R.* «Eigentlich wollte ich ja alles vergessen...» Erinnerungen an die Kriegsgefangenschaft 1942–1945. Münster, 1992.

<sup>14</sup> Zit. in ebd. S.18.

<sup>15</sup> Interview 14.6.1999.

<sup>16</sup> *Schneider H.* Autor des im Selbstverlag erschienenen Berichtes «3814 Tage hinter Stacheldraht» (1980),erhielt zwischen Juli 1951 und Oktober 1955 insgesamt 187 Pakete.

<sup>17</sup> Um welches Lager es sich gehandelt hat, entzieht sich der Erinnerung von K. Es sei etwa 6–7 km von der Stadt Sverdlovsk entfernt gewesen. Zur Lagergruppe Sverdlovsk gehörten in der Region: Asbest, Niznij-Isseck, Degtjarka, Revda, Pervomajka, Pervoural'sk. Kriegsgefangene haben im Sverdlovsker Gebiet und in Sverdlovsk selbst viele Objekte (Wohnhäuser,

Schulen, Geschäfte, Kindergärten, Fabriken, Straßen usw.) errichtet. Vgl. *Motrewitsch M., Mironow Dm. Sonderlager Nr.476 // Peter, Von Workuta bis Astrachan, S.179.*

<sup>18</sup> «Das Thema `Frau` rückte erst nach Überwindung der Dystrophie und Konsolidierung des Gesamtzustandes wieder mehr in den Vordergrund, bis dahin stand das `Fressen` im Denken, Fühlen und Wollen absolut an der Spitze aller Dinge...» Dr. W. Wagner, zit.in: ebd. S.288, der von seiner Liebesbeziehung zu einer russischen Ärztin berichtet.

<sup>19</sup> Interview 11.7.1999.

<sup>20</sup> Denselben Marsch von Deutsch-Brod nach Preßburg-Bratislava erlebte Georg Klöpfer aus Detmold, der ihn in seinem Bericht «`Plenny, dawai!!!` Erinnerung eines Kriegsgefangenen.» Detmold 1986, S.4 beschreibt. Die «unvorstellbaren und langen Marschkolonnen» seien ca. eine Woche unterwegs gewesen. Im Unterschied zu Ernst K. berichtet Klöpfer von «tätlichen Übergriffen der tschechischen Bevölkerung» auf die Gefangenen in Städten und Ortschaften, sagt aber nichts von erschossenen Gefangenen am Straßenrand. Daß die Russen ihre Gefangenen vor den Tschechen schützen mußten, wird auch in anderen Berichten überliefert. Vgl. etwa Sauermann, Brockpähler, op. cit. S. 26 ff.,48.

<sup>21</sup> «Wer also zu sehr über unsere armseligen Verhältnisse klagte oder über unsere schmale Kost, übersah zumeist, daß es der Zivilbevölkerung zeitweise noch schlechter ging.» A. Schotte in: Ebd. S.259.

<sup>22</sup> Erinnerungen eines Kriegsgefangenen, op.cit. S.6.

<sup>23</sup> Es habe deutsche Kriegsgefangene gegeben, schreibt er, «die lieber horteten und sich die Köpfe nach geeigneten Verstecken zerbrachen, ehe sie mit ihren Kameraden teilten. Bei den Russen, Ukrainern, Usbeken, Balten, Kaukasiern habe ich das nie erlebt. Wenn die sich eine Machorka drehten, dann gehörte es dazu, den Nebenmann mitrauchen zu lassen.» Vgl. Workuta.Erinnerung ohne Angst. München, 1993. S.202.

<sup>24</sup> Georg Klöpfer berichtet in seinen «Erinnerungen» S. 26f von der Lagerärztin in Ščekino, Dr.Volkova, Mutter von zwei Söhnen, die ihren linken Arm durch eine deutsche Granate bei der Verteidigung von Leningrad und ihren Ehemann im Krieg verloren und von daher Grund genug für ein hartes ärztliches Regiment hatte. Sie gewann aber schnell das Vertrauen und die Zuneigung aller Gefangenen. «Voller Achtung denke sicherlich nicht nur ich an ihr humanes und mütterliches Verhalten gegenüber uns Kriegsgefangenen zurück». Vgl. ähnliche Aussagen bei Sauermann, Brockpähler, op.cit. S.164-165. Herbert Schneider, 3814 Tage, S. 74 schreibt: «Oft haben wir uns über den Mut der Ärztin gewundert, aber nie eine rechte Erklärung für ihre Handlungsweise gefunden. Wahrscheinlich war der Grund allein in der Tatsache zu suchen, daß sie in uns nicht den Feind, sondern nur den Menschen sah, weswegen wir sie auch `Engel von Poltawa` nannten». G.Vetter berichtet über

ein Gefangenenhospital in Šuja: «Das Lazarettpersonal... hat alles getan, was in seinen Möglichkeiten stand und zumutbar war... Wir bekamen keinen Haß, sondern echtes Mitgefühl zu spüren. Oft saßen die Schwestern an den Betten der Schwerkranken und Sterbenden; sie weinten mit uns und streichelten uns zum Trost». Zit. in: Peter, Von Workuta bis Astrachan. S.74.

<sup>25</sup> Erinnerungen eines Kriegsgefangenen, op.cit. S.26.

<sup>26</sup> Die letzten drei Äußerungen zitiert in: Sauer mann, Brockpähler, op.cit. S. 254–255. V.P. Motrevič (Ekaterinburg) vertritt die Ansicht, daß das Verhalten der von der Okkupation nicht unmittelbar betroffenen Uralbewohner den Kriegsgefangenen gegenüber generell positiver war als in den westlichen Landesteilen // Velikij podvig naroda. Istoričeskie čtenija, posvj. 50-letiju pobyedy v Velikoj otečestvennoj vojne. Ekaterinburg 1995, S. 151.

<sup>27</sup> Erinnerungen eines Kriegsgefangenen, Teil II: Rückkehr nach Tula – Schtschjokino, S.25.

<sup>28</sup> Von Angst- und Verfolgungsträumen bis auf den heutigen Tag ist in vielen Heimkehrerberichten die Rede, vgl. Sauer mann, Brockpähler, op. cit.S.404–405.

<sup>29</sup> G.Vetter resumiert seinen Erlebnisbericht: «Eine sinnlose, verlorene, furchtbare Zeit». Zit. in: Peter, Von Workuta bis Astrachan, S.77.

<sup>30</sup> Der in dem Buch von Sauer mann und Brockpähler zu Wort kommende W.von Kentzinsky nimmt allerdings eine dezidiert andere Position ein (S.408): «Und die letzte Frage nach der `verlorenen Zeit` möchte ich jetzt schon beantworten. Daß ich keinen dieser Tage missen möchte. Wenn mich jemand fragen würde, ob ich das noch einmal erleben möchte, dann kommt von mir ein klares und deutliches `Ja`...».

<sup>31</sup> Interview 11.7.1999. In einem bei Sauer mann, Brockpähler abgedruckten Bericht heißt es: «Die Russen brachten es fertig, mit ganz primitivem Werkzeug die erstaunlichsten Leistungen zu zaubern. Bei ihnen habe ich das Improvisieren gelernt, es war eine harte Schule». Op. cit.S.261(A.B.Lukat).

<sup>32</sup> Die alte und vom Nationalsozialismus verstärkte Vorstellung von der deutschen technisch-kulturellen Überlegenheit im Verhältnis zu Rußland begegnet in vielen Berichten ehemaliger Kriegsgefangener. Beispiele in: ebd. S.262ff.

<sup>33</sup> Ebd. S.409 (B.Petrat).

<sup>34</sup> Inoffiziell kamen zur Einweihung des Friedhofes trotzdem ca. 500 Touristen, davon 150 Österreicher. Anwesend waren auch der Präsident der Deutschen Kriegsgräberfürsorge und die Spitzen des Volgograder Veteranenverbandes. Vgl. Brief von Erwin Peter (Wien) an Otto Hanheide vom 8.7.1999.

<sup>35</sup> Das Treffen kam durch die Vermittlung einer Begleiterin der vom hiesigen VdH betreuten Kindergruppe aus Weißrußland zustande, die trotz anfänglicher großer Vorbehalte gegenüber dem ehemaligen Soldaten der deutschen Wehrmacht heute Otto Hanheide als ihren «Papa» bezeichnet.

<sup>36</sup> In einer Chronik des Versmolder Ortsverbandes des VdH von 1988 heißt es: «Die ehemaligen Kriegsgefangenen, die wie keine anderen den Krieg erlebt

haben, wissen um ihre Aufgabe, eine Wiederholung solchen Geschehens durch ständiges Bemühen um die Völkerverständigung unmöglich zu machen».

<sup>37</sup> Der Wiener Erwin Peter reiste 1999 bereits zum siebten Mal nach Volgograd, er war zusammen mit Hanheide in demselben Stalingrader Lager Nr. 11.1999 veranstaltete er für eine Gruppe von 60 Frauen und Männern, die während des Krieges als junge Menschen nach Deutschland als Zwangsarbeiter verschleppt worden waren und derzeit in ärmlichen Verhältnissen leben, ein Festessen und verteilte Spenden an ein Waisenhaus und eine Schule für sprachbehinderte Kinder. Brief an O. Hanheide vom 9.7.1999.

<sup>38</sup> «In den 50er und 60er Jahren durfte man doch den Mund nicht aufmachen und sagen, daß man Soldat gewesen sei bei der Wehrmacht. Es wurde einem dann doch sofort zum Vorwurf gemacht und gesagt: `Das alles seid Ihr doch selber Schuld. Ihr habt Hitler doch gewählt. Deshalb habe ich immer geschwiegen...» H. Holleck, zit. in *Sauermann, Brockpähler*, op. cit. S.17.

<sup>39</sup> Am 26.1.1996 erhielt Otto Hanheide aufgrund der von ihm initiierten materiellen Unterstützung seitens des VdH für die weißrussische Organisation ehemaliger Naziopfer, Verschleppter und Gefangener «Ljos», die sich auch um die Pflege deutscher Soldatengräber in Weißrußland kümmert, die folgenden Dankesworte: «Wir sind dem Schicksal dankbar, daß wir auf unserem Wege solchen Leuten begegnet sind, wie Ihnen... In Ihrer Person, verehrter Otto Hanheide, sind wir dem ganzen deutschen Volk dankbar, mit dessen Hilfe wir eine kleine Kompensation für die moralischen und physischen Schäden erhalten haben... Deutsche Übers. des Briefes in: *Der Heimkehrer*, 1.8.1996. S.11.

<sup>40</sup> Vgl. *Der Heimkehrer*, Juli/Aug. 1999, Artikel von G. Wagenlehner, Direktor des Instituts für Archivauswertung.

<sup>41</sup> G. Breitzkreuz zit. in: *Sauermann, Brockpähler*, op. cit. S.20.

<sup>42</sup> Brief vom 2.7.1999.

<sup>43</sup> Zit. in: *Peter. Von Workuta bis Astrachan*, S.316.

<sup>44</sup> Gründe dafür sind in der politischen Großwetterlage zu suchen, aber auch im wissenschaftlich nicht exakt bestimmbaren psychologischen Bereich. Verdrängung negativer Erfahrungen als Überlebensstrategie ist ein verbreitetes psychologisches Muster. Möglicherweise konnten vor allem diejenigen mit einer höheren Lebenserwartung rechnen, die ihre Gefangenschaftserlebnisse positiv verarbeitet haben und deren Stimmen jetzt vermehrt zu hören sind. Der Arzt Dr. Wagner führte den Glauben an ein Überleben in russischer Gefangenschaft auf seine optimistische Grundhaltung zurück, die ihm offenbar auch, nicht zuletzt aufgrund der erworbenen Russischkenntnisse, eine aus dem üblichen Rahmen fallende, differenzierte Wahrnehmung der Gefangenenzeit ermöglichte. Vgl. den Bericht in: ebd. S. 277–301.